

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Donnerstag, 13. Dezember.

1928.

66. Fortsetzung

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Hier versuchte der Fremde wiederum den wilden Mann zu spielen; aber Herbert war seiner Sache nunmehr zu sicher, um sich durch die Ausfälle des andern einschüchtern zu lassen.

„Und es ist doch mein Pelz!“ schrie jener, blau vor Wut.

„So werden Sie auch wissen, an welcher Stelle zwischen Stoff und Pelz ein Erkennungszeichen eingestickt ist und welche Buchstaben darauf eingezichnet sind“, entgegnete Herbert.

Die Hände des andern glitten rasch und suchend an dem Pelz hin und her.

„Was haben Sie darauf zu sagen?“ fragte der Wachhabende.

„Nichts — weil der Kerl dummes Zeug redet.“

„Der „Kerl“ wird es Ihnen zeigen“, gab Herbert zur Antwort. Er zeigte rasch auf eine Stelle in dem so heftig umstrittenen Kleidungsstück. „Hier... trennen Sie hier einmal die Naht auf, Sie werden dann ein Vornamenlappchen mit dem Buchstaben E. M. G. finden.“

„Ich habe aber den Pelz gekauft!“

„Von wem?“ fragte der Beamte.

„Das weiß ich nicht mehr.“

„Aha!“

„Seinen eigenen Namen weiß er scheinbar auch nicht mehr“, unterbrach da Herbert, der nunmehr mit seinem letzten Trumpf herauskommen durfte, die verständnisvolle Heiterkeit der Wachmannschaft erregte. Er hat sich hier als Erwin Neutöter legitimiert, in Wirklichkeit heißt er Otto Drooge.“

Sein Gegner starrte ihn wie entgeistert an.

„Woher wissen Sie das... ich meine, wie kommen Sie auf eine so verrückte Idee?“ fragte er schließlich.

„Hat der Herr recht oder nicht?“ fragte der Wachmeister.

„Einerlei, wir werden die Angelegenheit unteruchen müssen, und zwar sofort. Sie...“, wandte er sich an Herbert, „... müssen ebenfalls solange hierbleiben.“

„Ich füge mich ohne weiteres. Außer meiner Pensioninhaberin, Frau Landgerichtsrat Brügge, werden die Herren Direktor Bindewald und Sohn... hier ist deren Adresse... mit Vergnügen meine Identität feststellen. Wünschen Sie noch mehr Entlastungszeugen von Ansehen?“

„Danke, es genügt. — Und Sie“, wandte er sich an den Fremden, der einen ziemlich kleinlauten Eindruck machte. Die Frage wurde mit einer wegwerfenden Handbewegung beantwortet.

Zwei Beamte wurden zur Feststellung der Angaben fortgeschickt, der Lärm war einer wohltätigen Stille gewichen. Eine Feder knirschte dann und wann, das Telephon schrillte, als dann wieder Ruhe herrschte, kuckelte Herr Drooge mit empörender Miene „Freiheitsberaubung... unerhört...“, aber niemand achtete seiner.

Nach einer Stunde kam einer der Beamten zurück mit dem Bescheid, daß es in der Deichstraße 18 einen Gustav Neutöter gar nicht gebe, daß aber die Personal-

beschreibung des Bohnenweg 18, Erdgeschoss links, wohnhaften Otto Drooge genau mit der des Arretierten (damit zeigte der Beamte auf den Gefangenzeichnenden) haarstumpf passe, worauf der somit Überführte einen Wutanfall bekam. Der Pelz wurde ihm abgenommen, er selbst in ein dürftig erhelltes Verließ gebracht, wo er die Nacht verbringen sollte.

„Sie können gehen“, bedeutete der Wachmeister Herbert. „Den Pelz müssen wir natürlich hier behalten.“

„Es ist wohl besser, wir warten das Erscheinen des anderen Beamten ab. Möglicherweise kommt Herr Direktor Bindewald gleich mit, ich möchte nicht, daß er sich umsonst bemüht hat.“

Seine Vermutung war richtig. Bindewald, der Schlimmes befürchten mochte, betrat in großer Erregung die Wachstube.

„Mein Gott, was machen Sie für Geschichten!“ rief er Herbert zu.

„Möchten Sie nicht sagen, wie ich heiße, wer meine Eltern waren, wie sie heißen?“ fragte Herbert mit einem humoristischen Lächeln. „Wenn Sie es nicht können, Herr Bindewald, wartet meiner ein sehr ungemütliches Nachtlager und ein unangenehmer Zellen-genosse.“

Bindewald armete erleichtert auf. Seine Angaben deckten sich natürlich genau mit den im Protokoll stehenden, worauf er mit seinem Schützling die Wache verließ. Draußen sagte er:

„Gott sei Dank!... Meine Frau fiel beinahe in Ohnmacht, als der Uniformierte wissen wollte, ob wir Sie kannten, und Ruth... das arme Kind, weinte. Aber nun kommen Sie, wir trinken irgendwo einen Grog, damit ich nach Hause telefonieren kann.“

Sie saßen hernach noch ein halbes Stündchen zusammen und trennten sich dann: der eine wohlgesant, der andere von schweren Gedanken geplagt. Herbert lag, als er gegen Mitternacht zur Ruhe gegangen war, noch lange wach. Irgendeine Stimme in ihm warnte vor dem Weiterschreiten auf einer Bahn, die mit Fallstricken aller Art bedeckt war. Was ging ihn das fremde Mädchen an?... Er hatte jetzt die Aussicht auf Wiedererlangung seines Pelzes, und auch die Uhr würde sich wohl noch anfinden — was wollte er noch mehr?

Aber dann meldete sich ein anderes Empfinden, und es war stark genug, den kühlen Verstand zu verdrängen. Thea — Ruth: zwei Mädchengestalten traten aus der Kuliße und standen dicht nebeneinander im hellen Rampenlicht. Sie verwichen sich dann, wurden zu eins und geleiteten den Eingeschlafenen ins Reich der Träume.

6.

Am nächsten Vormittag wurde Herbert zu einem der Direktoren der Bank gerufen.

„Nehmen Sie Platz, Herr Godebrecht“, sagte der Direktor, ein Herr von vielleicht sechzig Jahren, nachdem er mit Herbert einen Neujahrswunsch getauscht hatte. „Haben Sie die Festtage gut verlebt?“

„Danke, ja, Herr Direktor.“

„Wie lange sind Sie nun eigentlich schon bei uns?“

„Ostern werden es fünf Jahre.“

Der Direktor nickte. „Ja, die Zeit fliegt“, bemerkte er dann leuzend. „Sie kamen frisch von der Universität, den Wunsch Ihres vortrefflichen Vaters, einige Semester Jura und Nationalökonomie zu studieren, hatten Sie getreulich erfüllt, sein zweiter Wunsch, den er in seinem Testament geäußert: daß unser Institut, dem er selbst fast drei Jahrzehnte gedient hatte, Ihre Arbeitskraft beanspruchen möchte, wurde von uns verwirklicht.“

Herbert erhob sich und reichte dem Direktor impulsiv die Hand.

„Ich danke Ihnen auch jetzt noch dafür“, sagte er bewegt.

„Was soll ich viele Worte machen, Herr Godebrecht; die Direktion hat beschlossen, Ihnen die Leitung der Abteilung Devisen zu übertragen und Sie in die Reihe der Kollektivprofessoren aufrücken zu lassen; Herr Fritzsche, dessen Posten Sie übernehmen, wird anderweitig eine ihm zukommende Stellung erhalten.“

Unter andern Umständen hätte Herbert diese Auszeichnung mit Freude, aber auch mit Gelassenheit entgegengenommen; im Augenblick benahm sie ihm beinahe die Fassung. Er wurde so bleich, daß der Direktor besorgt fragte:

„Was ist Ihnen denn? ... Sind Sie krank?“

„O nein, Herr Direktor“, lautete die hastige Antwort.

„Liebestummer?“ fragte der Direktor lächelnd. „Mein Gott, Sie sind in den Jahren, und dank der Sparamkeit und der Fürsorge Ihres Vaters sind Sie das, was man eine gute Partie nennt. Man umwirbt Sie, und Sie wissen nicht recht, nach welcher Seite die Entscheidung fallen soll; habe ich recht? ... Herr Godebrecht“, fuhr er nach kurzem Abwarten fort, „Sie dürfen in mir nicht nur den Vorgesetzten sehen, sondern auch den teilnehmenden Freund; ich war durch die letztwillige Bestimmung Ihres Vaters drei Jahre Ihr Vormund.“

„Ich weiß nicht, was mit mir ist“, erwiderte der junge Mann, nachdem er sich mühsam gesammelt hatte, „wenn ich zehn Minuten Ihrer Zeit in Anspruch nehmen dürfte, Herr Direktor?“

„Sprechen Sie.“

Als dann der Direktor sehr tiefe Einblide in das ungeklärte Innere dieses stillen, gelesenen, pflichttreuen jungen Menschen gewonnen hatte, sah er sehr ernst drein.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Godebrecht. Aber ich meine, die Wahl kann Ihnen nicht schwer fallen. Direktor Bindewald ist mir persönlich bekannt — und von der vorteilhaftesten Seite, wie ich hinzusehen möchte —, seinen Sohn sah ich gestern noch im Stadttheater dirigieren — ein zweiter Nikisch, wie meine Frau meinte. Na, und wenn die Tochter des Hauses auch nur annähernd die Charaktereigenschaften des Vaters besitzt, dann rate ich Ihnen: Jodeln Sie nicht lange!, nach Ihrem eigenen Worte bekommen Sie sogar eine ideale Schwiegermutter obendrein.“

„Und die andere — die Tochter des Althändlers?“ fragte Herbert mit gerötetem Gesicht.

Das Tischtelefon ging, der Direktor mußte ein kurzes Gespräch führen; unterdessen hing Herbert sehr unerfreulichen Gedanken nach. Es ging ordentlich ein Ruck durch seinen Körper, als der Direktor sich ihm wieder zuwandte.

„Ich bitte Sie, Herr Godebrecht, begehen Sie keine Torheit. Was kann Ihnen ein wildfremdes junges Mädchen jein! ... Sie ist in einem ganz anderen Kreise aufgewachsen, steht Ihren Interessen fremd und verständnislos gegenüber.“

„Das weiß man doch nicht, Herr Direktor!“

„Man weiß es nicht, sagen Sie, folglich können Sie meine Behauptung auch nicht widerlegen.“

Herbert kämpfte mit sich. „Ich habe Mitleid mit dem Mädchen“, sagte er dann.

„Mitleid ist nicht Liebe.“

„Ich habe in jungen Jahren, auf der Universität

und auch später, meine eigene Einsamkeit schmerzhaft genug empfunden“, fuhr der junge Mann mit bebender Stimme fort. „Meine Studiengenossen hatten Eltern, Geschwister, sie erhielten Briefe von zu Hause, sie verbrachten ihre Ferien daheim — ich habe das alles entbehren müssen. ... O, ich weiß wohl, daß ich in pekuniärer Hinsicht durchweg besser dran war als sie, aber meine Mittel — ich hatte mehr als tausend Mark im Monat zur Verfügung — konnten das Fehlende nicht aufwiegen. ... Vereinsamung begünstigt oder weckt überhaupt erst tieferes Nachdenken. Was war natürlicher, als daß sich meine Gedanken jenen zuwandten, die, wie ich, unter irgendeinem Druck standen, und daß ich mir gelobte, nicht achlos an Menschen solcher Art vorüberzugehen, wenn sie mir einmal begegnen sollten.“

Der Direktor sah den Erregten lange schweigend an.

„Diese Empfindung kann Sie nur ehren, Herr Godebrecht“, sagte er endlich; „aber ich kann Ihnen nur wünschen, daß Sie nie enttäuscht werden möchten.“ Er stand auf, Herbert ebenfalls. „Noch einmal: Vergessen Sie nicht, daß ich jederzeit für Sie zu sprechen bin, auch in privaten Dingen.“ Herbert ergriff die dargebotene Hand und verneigte sich tief, dann schloß er die Tür hinter sich. (Fortf. folgt.)

Ombaschu Ululu.

Von Richard Huelsenbeck.

Der Talloclert Zacharias, der eine Zeitlang Pflanzungsassistent auf der Farm Keemanshor bei Port Amelia gewesen war, hatte mich auf Ihre Majestät aufmerksam gemacht. Wenn ich eine Woche Zeit habe, hatte er gemeint, lohne es sich unter allen Umständen, Ombaschu Ululu zu besuchen, sie sei eine der wenigen mit einer gewissen Souveränität umkleideten Sultaninnen, die sich trotz zunehmender Einflüsse der Zivilisation zu behaupten wüßten. Sie war geradezu verrückt darauf, weiße Fremde zu empfangen, und wenn ich ihr eine Kleinigkeit mitbringen wolle, würde die ganze Sache für mich sicherlich ein amüsantes und immerhin nicht gewöhnliches Erlebnis sein.

Nun ist es schwer, in Port Amelia, diesem ärmlichen, auf ein kahles Hügelchen gepflanzten Häuserhaufen, ein Geschenk zu finden, das die Gnade einer Sultanin finden könnte, die von unserer Zivilisation Wunderdinge erwartet.

Da war ein Shop für Ochsenziemer, einer für Strümpfe und Schuhe, hier konnte man Schnaps, dort Getreidesamen kaufen — aber wo fand sich ein Geschenkhaus für Damen? Ich dachte voll Sehnsucht an die Reihe strahlender Geschäfte am Kurfürstendamm — ein Kästchen mit Parfümerien, ein billiger Schmuck, eine Radierung, eine Sandtasche aus feinem Leder.

Nach langem vergeblichem Suchen fand ich im Hause eines portugiesischen Bekannten ein abgelegtes Maskenkostüm, das — man staune — eine Schweizer Sennerin vorstellte. Es bestand aus einem roten Rock mit einem schönen, breiten, aufgenähten Band, einem Leibchen, das mit Tüll und Spitzen zart verziert war, und einem Paar weißer gewirbelter Strümpfe.

„Stop, Doktor“, sagte Zacharias, „hier ist das Richtige.“

Mit einem Gefühl, das aus Unbehagen, Heiterkeit und Neugier merkwürdig gemischt war, packte ich das Sennerinnenkostüm in eine zerrissene Pappschachtel und vertraute es meinem Boy als besondere Kostbarkeit an. Das Automobil stand schon bereit, ich vergaß nicht einen photographischen Apparat mitzunehmen, Zacharias machte eine lächelnde Verbeugung, jemand griff grüßend an seinen Tropenhelm, und wir ratterten los.

Von den Abenteuern, die wir auf der Fahrt erlebten, will ich hier nicht berichten; nach zweitägigem Gehumpel durch die Steppe kamen wir mit zerfetzten Pneumatiks und erschreckend reduzierten Benzinvorräten vor der Siedlung der Ombaschu Ululu an. Nachdem ich eine Puffotter aus dem Kühler entfernt und das Loch, das die Sonnenglut in den Nachschubüberzug der Hinterräder brannte, mit einem breiten Leukoplaststreifen genäht hatte, gedachten wir einen würdigen Einzug zu halten. Die Bevölkerung, die hier noch wenig Automobile gesehen hat, kam mit lautem Gebrüll auf uns zugestürzt, hing sich hinten an den Ersakreifen, stürmte die Trittbretter und machte von uns verzweifelt abgewehrte Anstrengungen, der Seele des merkwürdigen Fahrzeuges auf die Spur zu kommen. Schließlich kam ich auf die Idee, die Hupe laut und wütend erschallen zu lassen, worauf die ganze Bande unter Geheul die Flucht ergriff.

Nach einer weiteren Viertelstunde, als unsere Räder fast

schon die ersten Basthütten des Dorfes berührten, kam uns ein würdiger, alter Mann entgegen. Er ging gebeugt, stützte sich auf einen Stock und trug — es konnte kein Zweifel sein — eine Brille. Im übrigen glaubte er, durch einen Lendenschurz ausreichend gegen die Umbilden der Bitterung geschützt zu sein.

Dieser Mann, der mir durch mehrmaliges Klopfen auf seinen Brustkasten und durch einige gutturale Laute seinen Namen nannte (ich habe ihn leider vergessen), war der Minister der Ombascha Ululu. Zacharias hatte mich schon von seiner Existenz in Kenntnis gesetzt, nicht ohne hinzuzufügen, daß man ihm gegenüber eine offene Hand haben müsse, wolle man bei Ombascha Ululu mit Ehren empfangen werden.

Ich erkundigte mich durch meinen Dolmetscher nach der Majestät, ließ ihr alles Gute wünschen und fragte, ob sie einem weißen Verehrer aus dem fernen, mit Geschenken reich gesegneten Europa gestatten wolle, ihr seine Reverenz zu machen. Der Minister mit dem Lendenschurz verfiel in tiefes Nachdenken (ein Geschäftstried, auf den ich auch durch Zacharias aufmerksam gemacht worden war); ich wartete eine Zeitlang, ohne eine Miene zu verziehen.

Ihre Majestät sei nicht wohl und könne niemand empfangen.

Ich zog eine Kiste Zigarren und eine (mehrfach gefaltete) Maccounterhoje aus der Tasche.

Majestät sei bei der Feldarbeit und könne niemanden empfangen.

Ich legte noch ein Paar von mir längst abgelegter Strumpfbänder zu. Dann ging alles glatt und nach einer weiteren Viertelstunde sahen wir Ombascha Ululu gegenüber.

Ombascha Ululu war eine Dame von mehr als vierzig Jahren, großer, kräftiger Statur und einnehmenden Gesichtszügen. Diese konnten sich allerdings, wenn ihr irgend etwas nicht paßte, plötzlich verfinstern und ein wenig von der Grausamkeit annehmen, die man bei so naturnahen Souveränen zu finden gewöhnt ist. Obwohl Ombascha Ululu Reich im Nassaland lag und der portugiesischen Herrschaft unterstand, kam doch sehr selten ein Regierungsbeamter zu ihr, sie schaltete nach Gutdünken und wußte sehr genau, daß ihre Herrschaft sich so lange hielt, wie sie die Steuern richtig nach Port Amelia abführte.

Das Sultanat der Ululu wurde teilweise matriarchalisch regiert, die Kinder erhielten ihre Namen von der Mutter, nur die Mädchen waren erbberechtigt, aber dadurch, daß die Männer allein Waffen trugen und alle einflussreichen Stellen bei Hof mit Männern besetzt waren, gab es einen Machtgleichgewicht zwischen den Geschlechtern, der der allgemeinen Ruhe sehr zuträglich kam.

In der letzten Zeit suchten viele Fremde, die von den merkwürdigen sozialen Zuständen und der liebenswürdigen Herrscherin gehört hatten, das Sultanat auf; Ihre Majestät wurde mit Geschenken überhäuft und der Minister mit der Brille und dem Lendenschurz gebärdete sich von Tag zu Tag arroganter. Zacharias meinte, wenn der Zustrom anhielte, könnten die Regier bald ihre Landwirtschaft aufgeben und vom Fremdennepp leben. Zacharias, dem die Tropenhitze seit zwanzig Jahren auf den Schädel brannte, gefiel sich darin, zu übertreiben.

Ombascha Ululu empfing uns mit ihren Lieblingsworten: „Comme ci, comme ça . . . oh — la-là.“

Im Anfang ihrer Laufbahn hatte sie dies von einem französischen Reisenden gehört, mit der Zeit hatte man aus oh la-là „Ululu“ gemacht, das Wort Ombascha bedeutet in Kisuaheli Unteroffizier.

Unteroffizier Ululu blieb ihr Spitzname, und obwohl ich mehrere Jahre nichts von ihr gehört habe, glaube ich nicht, daß sich daran etwas geändert hat. Sie sah uns auf einem Leopardenfell mit gekreuzten Beinen gegenüber; der Minister hatte sich an der Tür postiert und ließ hin und wieder ein beifälliges Grinsen hören. (Nachdem er die Maccounterhoje eingestrichen hatte, war er von einem grenzenlosen Wohlwollen für uns erfüllt.)

Das Gespräch ging hin und her und wurde öfter von einem „comme ci, comme ça“ unterbrochen. Die Sultanin erkundigte sich nach dem Fortschritt in Europa, und wir repandierten uns durch ein eingehendes Interesse an ihrer Maisernte. Am Ende konnte durch eine stets sich steigende Unruhe der beleibten Dame aber doch nicht verborgen bleiben, daß das Wesentliche in unserer Diskussion — der nervus rerum — noch nicht berührt worden war.

Ich hielt meine Pappschachtel in der Hand, drehte manchmal unruhig den Finger um die Kordel und dachte entsetzt daran, was sich begeben könnte, wenn das Sonnenkostüm zum Vorschein kam. Verlegenheit hinderte mich, zu einem Schluß zu kommen, als schließlich Ombascha Ululu ohne Umschweife fragte, was ich ihr mitgebracht habe. In diesem Augenblick entfuhr dem Minister ein gefährliches Grinsen und das Hers fant mir ziemlich tief in die Gamaschen. Ich stellte meine Pappschachtel auf das Leo-

pardenfell, ein Messer war zur Hand, es rieselte und rauschte und Ombascha beugte ihren fetten, braunen Körper weit vor.

Die Sache endete damit, daß Ombascha Ululu mit zahlreichen „comme ci und comme ça“ darauf bestand, die von mir geschenkte Robe gleich anzuziehen. Sie sei bisher nur im Besitz einiger Rattunlavelaps und voller Begierde, ein richtiges europäisches Damenkleid zu probieren. Gesagt, getan. Sie begann sogleich, ohne auf unsere Gegenwart Rücksicht zu nehmen, die Umkleidung vorzubereiten, indem sie an den Spangen ihrer Gewandung nestelte. Uns ergiff ein Schreck, wir erhoben uns, nahmen den Türvorhang in die Hand und stürmten auf die Dorfstraße. Nach fünf Minuten holte uns der alte Minister grinsend wieder herein. Was ich jetzt sah, gehört mit zu dem Grotesten und vielleicht Tragischsten, das mir in meiner langen Laufbahn als Weltreisender vorgekommen ist.

Ombascha Ululu stand da in der Plüstertracht einer auf modisch gestarteten Schweizer Sennnerin, ihre breiten Hüften drehten sich krachend in dem zerschlissenen Stoff, ihre Brust mußte die Vischen und Bänderchen jeden Augenblick sprengen, und, um der Sache die Krone aufzusetzen, hatte sie die Strümpfe wie lange Handschuhe auf die Arme gezogen. Der Minister bewegte sich um sie wie eine Modistin, zapfte hier und da und strich gefällig an dem Rock herunter. Ein Blick genügte, um mir zu sagen, daß Ombascha Ululu höchst zufrieden war; ihre großen, braunen Augen strahlten.

Nach einem anfänglichen Staunen, das uns in eine wortlose Erstarrung versetzte, wurden wir von der Komik überwältigt; ich konnte mich nicht gegen die Heiterkeit wehren, die mich einfach nahm und durchschüttelte, so, wie man von einem Wind durchgeschüttelt wird. Wie man sagt, wir hielten uns den Bauch; wir stießen laute Entzückungsschreie aus, wir quiekten und johlten, indem wir von einem Fuß auf den anderen hüpfen.

„O ulala . . . o ululu . . . das ist ein starkes Stück, meine Herren.“

Ombascha Ululu legte die Schweizer Kleidung nicht ab, so lange wir uns bei ihr aufhielten, ihre Untertanen folgten ihr und uns in tiefster Verehrung. Wir begaben uns in feierlicher Prozession zu meinem Wagen, ich mußte der hohen Dame alles erklären, so weit sie die zahlreichen Wunder begreifen konnte.

Als wir abfuhren, nahm ich sie eine kurze Strecke mit, aber schon nach einigen hundert Meter begann sie aus vollem Halse zu brüllen und die Dorfbewohner stürzten in drohender Haltung hinter uns her.

„Vielleicht denkt sie, wir wollen sie entführen.“

Noch von weitem winkte uns der rote Rock eine groteske Urwaldbesuche zu. „Comme ci, comme ça . . . wie man es auch nehmen mag . . . eine stramme Person.“

Das war das endgültige Urteil und wir steckten uns eine Zigarette an.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Optische Zugbeeinflussung.

Die selbsttätige Halterzwangung fahrender Eisenbahnzüge bei Haltestellung des Hauptsignals beschäftigt die Eisenbahntechniker und einen großen Kreis außenstehender Fachleute schon seit Jahrzehnten. Die Zahl der vorgeschlagenen Lösungen ist denn auch eine ganz außerordentlich hohe. Zu den mechanischen Fahrverren, wie sie bei uns bisher erst bei Untergrund- und Hochbahnen und auf vereinzelter Vorortstrecken eingeführt wurden, haben sich in den letzten Jahren verschiedene elektromagnetische Vorrichtungen gesellt, die von jedem mechanischen Anschlag Abstand nehmen. Ein auf der Strecke angeordneter Gleismagnet beeinflusst dabei einen unter der Lokomotive befestigten Magneten, der auf gleiche Frequenz abgestimmt ist. Ist der Gleismagnetkreis bei entsprechender Stellung des Signals geschlossen, so tritt Resonanz ein; bei geöffnetem Gleismagnetkreis bleibt diese Wirkung aus. Auch die drahtlose Technik ist in den letzten Jahren in den Dienst der Zugsteuerung gestellt worden; die Versuche mit all diesen Systemen sind bisher noch nicht zum Abschluss gekommen.

Zu den bisherigen Vorrichtungen gesellt sich nun eine weitere, die das Ziel auf optische Weise erreicht. Bei mehreren tausend Versuchen, die auf Veranlassung des Erfinders, des Münchener Reichsbahnrates Dr.-Ing. W. Bäßler, im Bezirk der Reichsbahndirektion München angestellt worden sind, hat diese optische Zugbeeinflussung ohne jeden Versager gearbeitet. Die Grundidee dieser neuen Sicherung ist sehr einfach. Ein auf der Lokomotive angeordneter Scheinwerfer wirft einen Lichtstrahl in Richtung der Fahrt und dabei zugleich ein wenig nach oben. Ein am Signal befestigter Spiegel besonderer Form, ein sogen. Raumpiegel, wirft den Lichtstrahl genau in die Richtung zurück, aus der er den Spiegel traf. Eine dicht neben dem Scheinwerfer angeordnete Selenzelle wird durch den zurückgeworfenen Lichtstrahl in ihrer elektrischen Leitfähigkeit verändert. Ein die Zelle durchfließender Strom wird hierdurch so weit verstärkt, daß er imstande ist, einen anderen Stromkreis, der mit Ruhestrom arbeitet, zu unterbrechen. Die Unterbrechung des Ruhestromkreises bewirkt alsdann die Bremsung des Zuges. Steht das Signal auf freier Fahrt, dann wird der Spiegel verdeckt; er kann also den Lichtstrahl des Scheinwerfers nicht zurückwerfen und die Bremsung wird deshalb von der Sicherungsvorrichtung aus nicht betätigt. Da der Apparat bisher alle Proben sehr gut bestanden hat, so soll seine versuchsweise Einführung in die Praxis zunächst auf der Strecke München-Freising und Jossen-Estherwerda vorgenommen werden.

Die Wendler-Elektrofaser.

vappe werden je nach dem Verwendungszweck flach (bei Saatbeeten) oder hochkant (bei Pflanzen mit starker Vertikalwurzelbildung) in den Boden verlegt. Eine automatisch wirkende Schaltanlage verhindert zu starke Erwärmung der Pappe. Die bisherigen Versuche mit der elektrischen Bodenbeheizung haben so gute Resultate ergeben, daß eine umfassende Verwendung des billigen Nachtstromes zu erwarten ist.

Wird der Hochofen verschwinden?

Die neueren Bestrebungen einzelner Eisenhüttenmänner laufen darauf hinaus, die unmittelbaren Eisengewinnungsmethoden unserer Altvordern wieder zu Ehren zu bringen, indem sie den das Endprodukt verteuernenden Hochofen gänzlich auszuschalten trachten und aus den Eisenerzen das Eisen ohne die Zwischenstufe des Roheisens zu gewinnen versuchen. Der französische Ingenieur Basselt hat ein Verfahren ausgearbeitet, wonach die Eisenerze in einem Drehrohofen durch eine nur bis zu Kohlenoxyd verbrennende Kohlenstaubflamme reduziert und geschmolzen werden. Dieses Verfahren der flüssigen unmittelbaren Eisengewinnung scheint bisher die Hoffnungen des Erfinders noch nicht ganz erfüllt zu haben. Zufriedenstellender dürften indessen zwei schwedische Verfahren arbeiten. Bei dem von Edwin werden die Eisenerze im elektrischen Lichtbogenofen zum Schmelzen gebracht, es entsteht somit ein flüssiger Stahl; bei dem Wiberg-Verfahren wird hingegen nur eine Art Eisenschwamm gewonnen, der dann zu einem Sonderstahl weiterverarbeitet wird. Gewonnen wird der Eisenschwamm in einem 7 Meter hohen Schachtofen, in dem die zerklüfteten Erze naheinander durch die Zonen der Vorwärmung, des Röstens und der Reduktion wandern. Der so entstehende Eisenschwamm wird an der Diensohle abgezogen.

Bei dem Verfahren des Bureau of Mines in Amerika werden zerklüftetes Erz und Magerkohle in einem Drehrohofen durch Innenheizung erhitzt und das Erz reduziert. Der Drehrohofen besteht aus einem weiten und einem engen Teil. Von der weiten Seite her wird er durch eine Gasbläseflamme beheizt; von der engen Seite her erfolgt die Beschickung. Der gebildete Eisenschwamm kühlt unter Luftabschluß ab und wird magnetisch geschieden. Bei dem Verfahren des Engländers Hornfen dienen drei übereinander liegende Drehrohöfen der unmittelbaren Erzeugung des Eisens. Im ersten Ofen wird das Erz durch Abgabe erhitzt und geröstet, im zweiten Ofen, der mit Innenheizung ausgerüstet ist, wird Kohle hinzugegeben und das Erz reduziert, im dritten wird das Eisen geflüßt und wandert dann zum Magnetscheider. — In Bochum ist vor nicht zu langer Zeit eine Eisenschwammgesellschaft m. b. H. gegründet worden, die das „Norst-Staal“-Verfahren (nach Wiberg und Edwin) verwerten will. Ob die unmittelbare Eisengewinnung aus Erzen einst so weit führen wird, daß der Hochofen als überflüssig verschwindet, vermag heute noch niemand voraussagen.

Wurst in Seide.

Cellophandarm als Ersatz für tierischen Darm.

Das seit Jahren verfolgte Bestreben, den tierischen Wurst Darm durch hygienisch einwandfreie Kunststoffe zu ersetzen, sind jetzt von Erfolg gekrönt worden. Man hat in der Cellulose, für die noch ungeahnte Verwendungsmöglichkeiten offenstehen, das bestgeeignete Material für die Herstellung künstlicher Wurstdärme gefunden. Genauer gesagt ist es die aus Cellulose hergestellte Viskose, ein Vorstufenprodukt der Kunstseide, aus der wiederum das bekannte glasklare Cellophan hergestellt wird und das sich für den genannten Zweck vorzüglich eignet. Man kann also mit Zug und Recht behaupten, daß der neue Wurst Darm aus Seide bestehe. Der Cellophandarm hat weder Geruch noch Geschmack, ist chemisch vollkommen neutral und daher absolut unschädlich, kann also ohne Gefahr für die Gesundheit auch mal mitgegeben werden. Er läßt sich jedoch mit Leichtigkeit vom Wurstfleisch ablösen, weil er nicht daran haften bleibt. Er kann in heißem Wasser gekocht werden, löst sich darin nicht auf. Der Cellophandarm kann nicht faulen, ist genau so räucherbar wie der tierische Darm, dabei stets sauber und keimfrei. Die Durchsichtigkeit des Materials gestattet jedem Käufer eine sofortige Prüfung der Ware.